

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 15 (1925)  
**Heft:** 45

**Artikel:** Jugend [Fortsetzung]  
**Autor:** Stettler, Berty  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-647476>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 15.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Berincioli den Stoff seiner Darstellung immer wieder aus der unmittelbaren Beobachtung des Lebens. Dieser Art entstund eine ganze Reihe von Werken, so aus der Beobachtung einer leidenden Frauengestalt die wundervolle Büste:



E. Perincioli: Der belgische Dichter Emil Verhaeren (Holzschnitt).

Der Schmerz, in der das Leiden, das den ganzen Körper erschüttert, wie eine Sturzwelle in den zurückgeworfenen Kopf hinausbrandet. Die einfache, schlichte „Frau aus dem Volke“, deren Leben Mühe und Arbeit gewesen, taucht aus derselben Periode vor uns auf. Sie legt wie zur Rechtfertigung ihres Wandels ihre Hand aufs Herz, aus dem ihr alle Lebensweisheit kam. Neben ihr erscheint ein „Schreitender“, der Mensch, der langsam, wie beschwert vorwärtsschreitet, stark von den Kräften der Erde angezogen, gebeugt sogar, aber immer sich seines Wertes bewußt und mit festem Willen sich über die Erde erhebend. Die Menschen Perinciolis wissen oft von der Schwere des Lebens zu erzählen. Am stärksten kommt diese Schwere zum Ausdruck in der Büste des Blinden, dessen Gesicht die ganze furchtbare Trostlosigkeit seines Schicksals bildet. „Und er muß sitzen, fühlend in der Nacht, im ewig Finstern.“

Doch vermag alles Schwere nicht zu verhindern, daß ein Menschenleben sich zu Schönheit und Größe entfaltet. Ein Beispiel dafür ist die Büste „Ma mère“, die mit der Frau aus dem Volke verglichen, einen enormen Schritt künstlerischer Vereinfachung und Gestaltung bedeutet. Wie viel Glaube an das Leben, Stärke und Güte spricht aus diesem Kopfe! Der gleichen Schaffensperiode gehört noch eine Mädchenfigur an, betitelt: „La foi“, die trotz aller Verschiedenheit etwas seelisch Verwandtes mit der ersten Büste hat.

Dann finden wir besonders in jüngster Zeit den Künstler wieder mehr Gestalten der Sage und Legende zugekehrt. Zu diesen gehören: „Johannes der Täufer“, „Eva“, der „Kentaure Chiron“ und „Uglae“. Die letzte Figur repräsentiert die bekannteste der drei Grazien. In ihr wollte der Künstler nichts anderes darstellen als eine schöne Frauengestalt. Sie entzückt uns eben so sehr durch die Harmonie der Formen, als durch die ausgeglichene Dynamik und die fast vibrierende Lebendigkeit des Körpers. Die Gestalt der „Eva“ ist anderer Art. Ihr Körper verstrahlt eine starke Bewegung. Sie breitet wie schützend die Arme über ihren Körper, als hätte sie etwas Heiliges zu bewahren, trotz des Sündenfalls und der unbarmherzigen

Vertreibung aus dem Paradies. Sie zeigt mit leisem Trost die weibliche Stärke, die in der Not groß ist. In „Johannes dem Täufer“ haben wir ganz den hageren Fanatiker und Asketen, der sich im lodernen Feuer seiner Mission verzehrt und achlos an den Schönheiten des Lebens vorbei geht. Er ist ein Typus, der immer wieder auftaucht und mit seinem Fanatismus Mitmenschen hinreißt.

Dagegen ist „Chiron“, der Starke und Weise, der Erzieher der „jeunesse héroïque“, ein Werk, aus dem man die väterliche Freundschaft, das Wohlwollen eines edlen Herzen gegenüber dem nachwachsenden Geschlechte spürt.

Wohl das bedeutsamste neuere Werk des Künstlers haben wir in der Frauengruppe „les femmes damnées“, die durch Baudelaire inspiriert wurde, vor uns. Die drei Frauen der Sage wollten ihrer natürlichen Bestimmung des Mutterwerdens nicht gehorchen und sich selbst genügen. Unfähig, ihrer Natur zu gebieten, ergreift sie die Macht der Verzweiflung. Sie versinken in ihr trostloses Selbst, werden von den Mächten der Erde angezogen oder beweisen, wie die Vorderste, daß der Mensch die Bestimmung, die von Uranfang in ihn gelegt ist, nicht ungestraft verachten kann. Entweder dient er ihr oder er geht an seinem Widerstande zu Grunde. Es ist ergreifend, wie der Künstler die Tragik, die den drei Frauen zum Schicksal wird, erfasst und mit seinen Mitteln dargestellt hat. (Siehe Abbildung S. 711.)

Zum Schluß der Betrachtung der Werke des heute auf der Höhe seines Schaffens stehenden Künstlers, dessen einzelne Werke wir nicht einmal aufzählen, geschweige denn richtig würdigen können, müssen wir noch seiner Bildnisbüsten gedenken, deren er eine ganze Reihe geschaffen hat. Wir nennen bloß diejenigen von C. W. Loosli, Jakob Bühler, Cuno Amiet, die alle über das Zufällige und Einzelne hinausgehende Lösungen darstellen.

Ganz besonderes Interesse verdient die aus jüngster Zeit stammende Büste von Maler Amiet, die durch die strenge Haltung und natürliche Treue fast an ein römisches Porträt erinnert. Am bedeutensten von allen aber ist der Kopf oder vielmehr die Maske Baudelaires. Dieser Kopf hat etwas visionäres an sich. Mag es daher kommen, daß der bildende Künstler weder den Dichter gesehen hat, noch je ein Bild von ihm zu Gesicht bekam? Was ihm als Grundlage diente, waren Skizzen, eine Silhouette von Manet und vor allem ein literarisches Porträt von Jules Clarétie. Mag es sein, daß eine Wahlverwandtschaft den Meißel so sicher leitete; in diesem Kopf ist das geistig seelische Bild des Dichters vielleicht am vollkommensten geschaffen worden.

Wir schließen damit die Würdigung dieses zeitgenössischen Künstlers, die aus verschiedenen Gründen nicht Anspruch auf Vollständigkeit machen kann.

Allen Kunstfreunden, die im Kunstwert etwas menschlich Bedeutungsvolles suchen, empfehlen wir die Werke von Etienne Perincioli aufs wärmste.

## Jugend.

Eine Schulgeschichte von Berty Stettler, Thun.  
(Fortsetzung.)

### IV.

Am nächsten Tage saß Frau Direktor Lauber mit einer Unmasse aufgetürmter farbiger Kissen hinter ihrem Rücken im Bett. Ein Tischchen in nächster Nähe des großen, breiten Lagers, dessen Platte fast verschwand unter Arzneifläschchen, Büchsen und Dosen, zeugte davon, daß die „Gnädige Frau“ noch in höchstem Grade leidend war. Trotzdem die Schläfen hämmerten und alle Augenblicke mit Eau de Cologne eingerieben werden mußten, lag vor ihr auf einem Krankenlesekästchen neuester und modernster Konstruktion ein schwarz eingebundenes Heft, in welchem sie überaus eifrig las. Wie einen der von ihr bevorzugten französischen Romane verschlang sie die mit übertriebenen Ausdrücken gespickten Aufzeichnungen ihrer Tochter:

„P. will mich entführen...! Wahr- und wahrhaftig entführen, wie ich es schon in Büchern gelesen habe! Nach Italien wollen wir, in ein kleines, verschwiegenes Dörfchen. Das Geld zur Reise soll ich beschaffen, und nun suche ich alles zu Geld zu machen, was mir in die Hände kommt. Selbst Gemüse und Blumen aus unserem Garten verkaufe ich! Und das Geld liegt ja in unserem Hause nur so herum. Mama weiß ja nie, wo sie es hinlegt, und bald finde ich in einer Schublade, bald in einer Schatulle die Münzen, deren ich viele, viele haben muß. — Ach ja, die Mama, der ahnungslose Engel! Und nie fragt sie, zu was ich das viele Taschengeld verwende, das sie mir heimlich hinter Papas Rücken zusteckt! —

Heute hat mich Else Garrin in der Schule, ihr zu zeigen, was ich immer in dem schwarzen Hefte schreibe. Die dumme Gans! Glaubt die wohl, ich teile mit ihr ein Geheimnis, das nie, nie auskommen darf! Herrgott, gäbe das einen Krach!!! Ich würde mich einfach draußen am Quai ins Wasser stürzen... humbs... Schluß...!!

Die heimlichen Zusammenkünfte mit P. sind einzig. Und so leicht ist es für mich von zu Hause wegzukommen und wieder zurück in mein Zimmer zu gelangen. Kein Mensch kümmert sich um mich und nie komme ich vor ein Uhr, zwei Uhr nachts nach Hause. Ich habe mir eigenen Haus-schlüssel machen lassen und zur Sicherheit habe ich noch einen Schlüssel zum Dienstboteneingang. Vorsicht ist die Mutter der Weisheit!

Wenn ich einmal verheiratet bin, so werde ich auch immer Migräne und Ohnmachten haben. Erstens ist das vornehm, wie Mama sagt und dann braucht man sich nicht um seine Kinder zu kümmern — wie Mama es macht. Ihre Nerven sind ja viel zu zart, als daß sie mich ertragen könnte! Nur bei den Mahlzeiten sehe ich sie und dann darf ich kein lautes Wort sprechen, dann soll ich keine Bewegung machen. Manchmal kommt das Uebermutsteufelchen über mich und ich tue grad just das Gegenteil von dem, was Mama von mir verlangt. Hu, ihre Augen, wenn ich prustete vor Lachen, oder wenn ich die Gabel — klirr auf den leeren Teller fallen lasse! Dann schwache ich auch in einem fort, und das geht der Mama, wie's scheint, am meisten auf die Nerven. Sie kann ja nie böse werden, aber dann schreit sie „Deniiiiise!!!“ Und gestern hat mich das Teufelchen so gezwickt, daß ich einfach spotten mußte und in den höchsten Tönen fing ich an zu kreischen: Deniiiiise!!! Da hat mich aber Papa hinausgeschickt, obgleich ich ganz deutlich gesehen habe, wie er ein Lachen verbeissen mußte...

Gestern abend habe ich mich zum erstenmal gezankt mit P., d. h. ich zankte, und er lachte und neckte mich immer. Dann gab es eine wunderschöne Versöhnung und P. mußte mir zwanzig Küsse geben, „zur Strafe“ sagte ich. Er hat mir aber noch viel mehr Küsse gegeben, „weil die Strafe viel zu klein sei“ sagte er. Bis zwanzig konnte ich zählen, aber dann verlor ich den Faden und ich weiß nicht, ob P. die Strafe bis fünfzig, siebzig oder hundert steigerte. Er küßte mich eigentlich wie wahnsinnig... Mit dem Zank aber kam es so: Wir saßen zu später Stunde draußen in der Seematte. Taghell schien der Mond und reglos standen die uralten, dunklen Bäume am Seeufer. Weit und breit kein Wesen als wir zwei. Nur weit draußen auf dem Wasser, das wie Silber schimmerte, glitt ganz langsam ein Kahn... (Ich glaube gewiß, ich besitze eine poetische Ader! Denn ohne poetische Ader kann man doch keine so schöne Schilderung machen — und sicher werde ich einmal Schriftstellerin!). Ich lehnte meinen Kopf an P.'s Schulter und schaute ihn an mit meinen „märchendunklen“ Augen. Natürlich hat er gesagt, daß ich märchendunkle Augen hätte, nein, er behauptete, ich hätte Sterne, aber Sterne können doch nicht märchendunkel sein, die sind doch hell und silbern, und glitzern tun sie. Aber item, ganz „märchendunkle Sterne“ hätte ich —. Und dann frug ich ihn, was

noch weiter schön sei an mir. „Dein Mund, wie eine rote, rote Rose...“ und als ich wieder sprechen konnte (denn natürlich mußte er die rote Rose küssen!), kommandierte ich: „Weiter!“ „Dein Hals... wie feiner, weißer Marmor...“

Und er — aber nein, ich sage nicht, was er da tat. Viel später behauptete er dann, ich hätte ein kleines, niedliches Stupsnäschen! „Stupsnäschen“, sagte er! Da bin ich aber aufgesprungen, o jeh, o jeh, und hab gefaucht wie eine kleine, wilde Kage! „Stupsnase! Nein, ich hab keine Stupsnase! Sag, daß ich keine Stupsnase habe! O du, ich habe doch eine griechische Nase!“ Er zog mich dann in seine Arme, um mich zu beruhigen. „Ja, ja, ganz gewiß hast du eine griechische Nase, Mignonne! Wie konnte ich nur etwas anderes sehen! Ein so schön geformtes Näschen gibt's ja gar nicht mehr — du... du...!“ Heute habe ich mich nun im Spiegel betrachtet, ganz kritisch. Winzig wenig strebt ja meine Nase aufwärts... ja... ja... Aber noch lange nicht so wie der Irma in der Schule ihre Nase! Die muß ja, wenn's regnet, den Schirm aufspannen, nur damit die Regentropfen nicht in ihre Nase fallen! Und in allen Romanen, die ich lese, haben die Heldinnen griechische Nasen, was wunderschön sein muß, und somit will ich auch eine griechische Nase haben... basta... punktum...

P. habe ich heute furchtbar viel Geld gebracht; Fünfzig Franken! Aber er gab mir nur einen Klaps auf die Wange, steckte es gleichmütig in die Tasche und behauptete, er müsse noch viel, viel mehr haben! Ob ich etwas von Mamas Schmudsfachen verkaufe —? Aber nein — besser nicht — das wäre zu riskiert! Doch was tue ich nur... was... was...?

Immer mehr Geld will P. haben! O Gott, wo nehme ich es nur her? Wenn ich keines mitbringe, dann ist er so sonderbar — gar nicht lieb... Und von Drausbrennen sagt er kein Wort mehr und wenn ich darauf zu sprechen komme, so lacht er nur unbändig! Und Geld, immer mehr Geld, will er haben...“

Frau Direktor Lauber las und las mit hochroten Wangen, mit vor Erregung glänzenden Augen. Bis zum letzten Wort verfolgte sie die Aufzeichnungen mit fieberhafter Spannung, seufzte mitunter ein wenig, lachte ein wenig und ballte auch ab und zu die kleine, zarte Hand einmal zur Faust. Und als das Tagebuch abbrach, selbst mit einem unvollendeten Satz, so, als ob die Schreiberin plötzlich gestört worden wäre, führte sie mit wehleidiger Miene eine Hand zur Stirne und jammerte und seufzte:

„Ach ja, dieses Kind, die Densje! Wie viel Aerger, wieviel Verdruß verursacht doch so ein Kind! Ein undankbares Geschöpf ist sie, ganz entschieden undankbar! Sie hatte ja eine so gute Erziehung, von klein auf immer Gouvernanten mit nur prima Referenzen! Und nun dieser Skandal, diese Blamage! Ach ja, nur gut, daß das Mädchel in Genf ist. — Ob man ihr schreiben, ihr Vorwürfe machen sollte —?“

Lange sann die Frau Direktor her und hin und schellte endlich mit einer kleinen, silbernen Klingel nach Nanette.

„Ich muß aufstehen, Nanette, kleiden Sie mich an...“

„Aber gnädige Frau sind doch viel zu schwach...!“

„Ach, Nanette, was wissen Sie von Mutterpflichten! Helfen Sie mir, bitte...“

Die Antwort war etwas unklar und ließ an Logik viel zu wünschen übrig. Immerhin saß eine Stunde später Frau Direktor Lauber an ihrem eleganten Schreibtisch und brütete gedankenvoll mit in die Hand geklühter Stirn über einem hochmodernen Büttenbriefblatt von elfenbeinerer Tönung. Mit kleiner, verschnörkelter Schrift standen Datum und Anrede: „Mein liebes Kind“, auf der glatten Seite und für lange bildeten die paar Worte den armeligen Anfang des mit Ach und Weh in Angriff genommenen Briefes. Endlich aber folgten sich Satz auf Satz. Langsam, aber stetig, füllte sich Seite um Seite:

„O Kind, Dennyse, was hast Du mir angetan! Nach einer äußerst vulgären Szene mit Deinem Papa, in welchem er alle Schuld für Deine empörenden Streiche auf mich arme, schwache, zarte Frau warf, hatte ich einen meiner Nervenanfalle, von dem ich mich bis jetzt nur halb erholt habe. Es war sicher der schrecklichste Anfall, den ich je durchgemacht habe, denn während ich wie betäubt und unfähig ein einziges Glied zu rühren, dalag, hörte ich Dr. Reiß zu Nanette flüstern: „Schlimm, ganz schlimm...“ Zufällig konnte ich ein ganz klein wenig die Augen öffnen, natürlich nur mit größter Mühe, und da sah ich, wie Dr. Reiß das Mädchen in die Wangen kniff und ihm dabei ganz nahe in die Augen schaute. Das „schlimm... ganz schlimm...“ hat sich aber selbstverständlich auf mich bezogen, denn Dr. Reiß war Stundenlang bei mir, machte mir Kompresse — ach nein! — Kompressen und fühlte mir den Puls. Bei allem war ihm Nanette behilflich, auch wenn es gar nicht nötig gewesen wäre. Ich glaube, beim nächsten Anfall schiebe ich die Nanette aus dem Zimmer, sobald Dr. Reiß kommt...“

Aber mein liebes Kind, wie kannst Du nur so fürchtbar plebejische Gefühle entwickeln! Hast Du denn gar kein Feingefühl geerbt von Deiner Mama, daß Du ganz wie ein Mädchen aus dem vulgären Volke Dich mit einem jungen Mann einlässest, und wie einlässest! Papa sprach ja sogar davon, und auch in Deinem Tagebuch steht so etwas, daß Du auf seinem Zimmer gewesen seist! Aber Kind, Kind, quel horreur! So etwas tut man doch nicht! Und Du hast eine so exklusive Erziehung gehabt, immer diplomierte Erzieherinnen ersten Ranges — und mit andern Kindern durfst du mir nie, nie zusammenkommen! Die hätten ja so schlechten Einfluß haben können auf Dich! Du stammst ja aus einem so vornehmen Hause und schon Dein Name — Dennyse —, den Du übrigens auch meinem Sinn für alles Vornehme und Aparte zu verdanken hast, klingt äußerst fein! Nein, wirklich, du hast Dich unfein und sehr undankbar benommen. Ich bin gar nicht zufrieden mit dir...“

Ganz erschöpft von der langen, geistigen Arbeit hielt Frau Direktor inne und begann seufzend das Geschriebene zu überlesen. Ach Gott, spürte sie da nicht einen Stich in der Schläfe —? Sicher eine Folge der ungewohnten Anstrengung!

„Ich fühle soeben die ersten Anzeichen von Migräne, Liebling! Deshalb will ich schlafen. Sei nun brav und mache keine Dummheiten mehr!“

Habe Bedauern mit Deiner Kranken

Mama.“

Der etwas überstürzte Schluß des Briefes schien die Frau Direktor weiter nicht zu stören. Langsam faltete sie das Blatt zusammen und schob es in den Umschlag. Einige Schwierigkeit verursachte ihr noch das Schreiben der Adresse und ihr „armer, kranker Kopf“ gab sich alle Mühe, diese korrekt zu schreiben. Im übrigen sollte sich die Post darum kümmern, den Brief richtig an ihre Tochter in Billa „Mongmorangsi“, Genf, auszuhandigen... (Fortf. folgt.)

## Brief aus Indien.

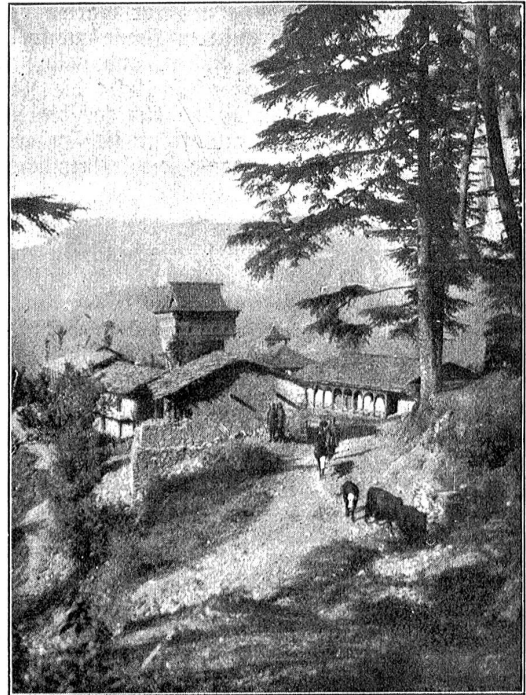
Mashobra bei Simla (Britisch Indien)  
(2600 Meter über Meer.)

24. Septämber 1925.

Liebi Bärner Wuche!

Di Tage han i e gehörige Chlupf übercho. Du muesch wüsse, i bi gägewärtig grad e chli wnt vo Bärn ewäg, mängs tuset Kilometer änet em große Wasser, nöime i der Nächi vom Himalaya und uf der Charte nid meh als zwe Finger breit vom Tibet. Ja, di alti Straß i ds Tibet geit nume öppe zäh Minute vo üsem Summerhüsi däre und

all Naseläng trifft me dere schließbügige Mongole, gälb, drädig, schlampig, schlau, wo mit irem ganze Bagaschi derhär z'trampe chöme. Wohär, wohi, für was — das wüsse gwüh mängisch si sälber nid emal. —



Cempel und Dörfchen Deoti bei Mashobra.

Ja, und jitz my Chlupf! Ei Tag isch e Züribieter zwenis z'Wuech cho. Chasch der dänke, win-i Fröid ha gha, Schwizzer trifft me hie obe drum numen all Schaltjahr einisch. Aber wo mir nachere Stufen englische Begrüßig du bei welle rede win is der Schnabel gwachsen isch, är: „gogrüezi, Fröid!“, i: „wi geits, wi geits“, da hani zu mym Schrecke müeche merke, daß i druff und drann bi, mys liebe Bärndütsch z'vergässe! Holperig isch es usecho und zwunge, i ha mi fei e chli müeche schäme. —

Es Wunder isch es ja eigetlich nid. I ha, sid ig im letschte Jänner vo Bärn wäg Marseilles zue gfare bi — ds Lüüchte vo üsne Bärge ds ganze Fribergbiet uus mir zum Abschied würden i mir Läbtig nid vergässe! — kes bärndütsches Wort meh ghört. Halt! — lüge wott i de doch nid! Afem Schiff, mir sy denn grad däre Suez-Kanal gfare, het mi einisch öpper im schönste Bärndütsch gfragt, ob ig eigetlech der Unterschied wüssi zwüsche der arabische Wüeshti und der Thuner Allmänd! Es isch natürlich e Soldatewiz, villicht sogar en alte — i der arabische Wüeshti rnti d'Araber uf de Kameeler und uf der Thuner Allmänd d'Kameeler uf den Araber, oder öp-pis ähnelehs eso — aber i ha emel müeche lache drab, wil er so schön Heimet und Fröndi mitenander verbunde und's eim plöglech dunkt het, me sygi gar nid so wnt vo deheime wäg.

Acht Tag speter, z'Bombay, hani zum letschte Mal z'Muul zumene heimelige „uf Wiederluege“ ufta und nachhär my Zunge definitiv i di verzworgleti Stellig bracht, die me bruucht, für di „klangvolle Luete der Beherrscher der Meere“ richtig fürez'bringe. — Hindostanisch, das chan i hie grad säge, isch de richtig tuwed Mal schöner als die englischji Breiammlete — we's emel äftändig gredt wird. Aber o hie hei di praktischen Mengländer di schöni Spraach dräiht und dräiht und kürzt und kürzt bis e gwöhnleche Stärbleche nümme me weiß, wo ds Urdu ushört und wo ionen Art degeneriert's Matten-Menglich afacht! Wär scho